

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 14. April 1835.

45

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coloriertes Modedild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb » n. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das verfehlte Glück.

(Schluß.)

XII.

Wieviel Olivia durch zwey lange Monden in diesem entsehllichen Verhältnisse litt, wird jeder edel, zart Fühlende selbst ermessen. Fast täglich fand sich die nemliche Gesellschaft heimlich zusammen, zügellosem schlechten Treiben sich hinzugeben. Nanette benahm sich stets frecher gegen Olivia, spottete giftiger ihrer Ohnmacht, und die Lasterhaftigkeit Uhlen's verdeutlichte sich ihren Augen mit jedem Tage grausenvoller. Selbst nicht ihren Verwandten konnte Olivia sich vertrauen; beyde hatte Uhlen durch die herbsten Beleidigungen ihnen zu entfremden gewußt; auch hätte sie ihr Haus nicht unbedenkt verlassen können, um sie aufzusuchen. Dem theuern Vater die Ratten des Grams schriftlich in die theilnehmende Brust zu senken, gestatteten die Umstände bisher eben so wenig, wenn selbst ihre kindliche Liebe sie nicht davon zurückgehalten hätte. Nur zu ihrem Schöpfer sandte die Verlassene, Bedauernswerthe, in schrecklich durchwachten Nächten, aus tief zerrissener Seele ihr heißestes Flehen um Rath und Hülfe.

Der Himmel schien die Gebethe der gequälten Unschuld erhören zu wollen. Blühand hatte ein hitziges Fieber auf's Krankenbett geworfen; er berief seine Tochter zu sich. Nichts Besonderes darin ahnend, übergab Uhlen Olivia des Vaters Brief. Als sie ihn heftig erschüttert gelesen, erklärte sie fest, daß nichts in der Welt vermögend seyn werde sie abzuhalten, diesem Rufe zu folgen. Uhlen suchte in nichtigen Vorwänden der Reise nach Rosenau Hindernisse in den Weg zu legen; allein Olivia versicherte muthig: eher öffentliche Schritte zu thun, der Selaverey eines Unwürdigen zu entkommen, — ja, würden ihr solche unmöglich gemacht, — den Tod zu suchen, als die Reise, welche heilige Kindespflicht gebiete, aufzugeben.

Das eiskalte Benehmen, welches Olivia überall dem Gatten fest entgegenesetzt, hatte diesen nur noch eigensinniger in dem Wunsche, sie sich ergeben zu sehen, machen können, und so beunruhigte ihn die Überzeugung,

daß er ihr durch Verweigern der gerechtesten Anforderung noch verhafter erscheinen müsse. Darum gab er nach und entschloß sich sie zu begleiten. Der Gedanke, daß sie wohl nie wieder zu ihm zurückkehre, ließe er sie allein in die Heimat gehen, und neuauflodernde Eifersucht gegen den hübschen Oberförster, trugen nicht wenig bey, ihn zu diesem Entschluß zu bewegen.

Neben Uhlen fuhr nun die Unglückliche, um vieles bleicher und hagerer geworden, nach so kurzem, aber ihr lang wie eine Ewigkeit dünkenden Eheleben, Rosenau wieder zu. Sie blieb den ganzen Weg still; nur häufig über ihre Wangen herabrollende Thränen kündeten das Wehe ihres Herzens, noch brennender geworden durch den Kummer um das Leben des theuern Vaters. Der einzige Freund, dem sich zu vertrauen sie endlich den Entschluß gefaßt, und durch den sie einen Weg aus dem grausen Labyrinth ihrer Lage zu finden hoffen durfte, sollte ihr, fast wahrscheinlich, jetzt durch den Tod entziffen werden.

Auch Werthhold's des Trefflichen Bild stieg immer lebhafter vor ihr auf, je näher sie ihrer und seiner Heimat kam. Sie sah ihn blaß und lebensmüde aus jeder Baumgruppe sie anlagend anblicken. Sie bog sich aus dem Wagen, um auf allen Seiten nach ihm forschen zu können, und erblickte so endlich den Flößbach, die Brücke, die Insel. Sie verhüllte ihr Gesicht, die Größe ihres Schmerzes nicht zu verrathen.

Sie fand den Vater beynähe hoffnungslos erkrankt, und konnte also ihre Thränen und ihre Blässe mit Grund allein auf die Sorge um ihn schieben. Sie bot alle Seelen- und Körperkräfte auf, ihn zu pflegen, und schon dadurch zur Genesung beyzutragen, daß sie ihm den Glauben mehr und mehr einzufößen suchte, als ob sie mit Uhlen glücklich geworden sey. Unendlich wohlthätig wirkte besonders dieß letztere auf des Kranken Gemüth und seine Herstellung. Der kritische Tag brachte die beste Hoffnung, und bald erklärte der Arzt den Patienten außer Gefahr, im Falle man ihm jedes unangenehme geistige Gefühl ersparen könne.

Uhlen, dem hier vom ersten Augenblicke der Boden unter den Füßen brannte, gab vor, dringender Umstände halber, nun ohne Verzug wieder nach H. zurück zu müssen. O l i v i e äußerte zitternd den Wunsch, bey ihrem Vater bleiben zu dürfen, bis er völlig hergestellt sey, doch Uhlen nahm den Schein an, als ob er, aus allzu großer Zärtlichkeit, sich selbst auch nicht für kurze Zeit von ihr zu trennen vermöge. Blühland redete ihr jetzt auf's dringendste zu, doch ja dem Gatten Folge zu leisten. Er versprach, öfter Nachricht über sich zu geben und, völlig genesen, zu ihnen zu kommen. Längeres Weigern hätte dem Kranken verdächtig werden müssen, da er sich stündlich besserte und hinreichend mit Pflege versehen war. Schon fragte er, wie unsicher gemacht: „Bist du denn nicht am liebsten neben deinem Manne in deiner Häuslichkeit?“ O l i v i e schwieg, ließ ihm ein heiteres Gesicht sehen und versprach abzureisen. Aber noch einen Tag sollte Uhlen ihr Frist gönnen. Die Hitze war groß; die Verzögerung einzubringen, mußte sie sich nun darein fügen, die nächste Nacht hindurch zu reisen.

Den Vater nach Werthhold zu fragen, fehlte O l i v i e n der Muth; aber R o s i n e, die Haushälterinn, sollte ihr sagen, wie es ihm gehe. Die Ängstlichkeit der Frau, ihr Stocken und Zögern mußte ihr auffallen. „Gott im Himmel!“ rief sie wie außer sich, „mein guter Werthhold ist doch

nicht todt?“ — „Ey bewahre!“ versicherte erschrocken die Alte, „noch lebt der arme Herr Oberförster, doch seit zwey Monden verläßt er das Lager nicht mehr, auf das ihn die Zehrkrankheit geworfen.“

Olivie sank schluchzend an Rosinen's Brust. Doch ein ganzer Strom von Thränen vermochte nicht ihren Schmerz zu mildern. Sie wußte kaum, was sie that. Sie wollte selbst zu Werthhold eilen, aber sie hörte Uhlen's Stimme in der Nähe und flüsternte Rosinen zu: „Wenn du nicht willst, daß ich wie er sterben soll, so eile zu Werthhold und sage ihm: Olivie lässe ihn herzlich grüßen! Sie denke stets an ihn! Er solle ihr die Untreue vergeben, die sie sich selbst niemals würde verzeihen können.“

Als Rosine den Auftrag ausgerichtet, konnte sie nicht aufhören von der seligen Freude zu reden, die Olivien's Gruß über sein Gesicht ausgegossen.

Ein schreckliches Wetter zog sich, wie damals, wo sie sich Werthhold versprach, am Himmel zusammen; noch bey Tage brach es herein. Mehrere Stunden hindurch Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag. Die Erde schwamm im Wasser. Olivien war wohl dabey; diese Empörung der Natur spiegelte ja das schauerliche Chaos in ihrem Innern wieder. Später Abend war es geworden, bevor das Toben des Gewitters nachgelassen, und von Hügeln und Feldern ablaufend, das Wasser sich zwischen die Ufer des Flößbachs ergoß, dessen Flut, auf's höchste geschwellt, dahin brauste.

Uhlen litt es nicht länger in Rosenau. Trotz der Finsterniß, die der schwarze Himmel mehr noch, als die nahende Nacht verbreitete, trieb er die Gattin dringend, sich in den vorgefahrenen Wagen zu setzen. Schon hatte Olivie, nicht alleinauf seltsame Weise bewegt, sondern auch von halber Verzweiflung durchdrungen, vom Vater Abschied genommen, als es ihr einfiel, einen Strauß der von ihr selbst gepflanzten Rosen zum Andenken ihres zerronnenen Glücks mitzunehmen. Sie riß sich von Uhlen's Arme los, flog in den Garten, glaubte den gemeinten Busch gefunden zu haben, raubte ihm eine Hand voll Blumen und eilte an den Wagen zurück.

Sie hatte dem Vater versprechen müssen, an der Brücke des Flößbachs auszustiegen und über dieselbe zu gehen. Sie gedachte des Versprechens, ließ anhalten und stieg aus. Uhlen belachte die thörichte Furcht, blieb sitzen und befahl zuzufahren. Erst als der Wagen fast hinüber war, betrat Olivie die Brücke; bis auf deren Mitte war sie, im Andenken an Werthhold, unter dem fernen Rollen neu aufziehender Wetter gekommen. Hier blieb sie stehen, entzog eine der Rosen ihrer Hand, sie den Wellen an ihn mitzugeben. Dabey senkten sich ihre Blicke auf den Strauß nieder; ein feuriger Blitz beleuchtete ihn, „Todtenblumen!“ schrie Olivie mit Entsetzen durch die Nacht. Sie schwankte — glitt, und stürzte hinab in die Flut, die sie zerschellend an den zackigen Felsen fortriß und entseelt auf's Ufer brachte.

Im nemlichen Augenblick trat Werthhold's Diener tief betrübt vor Blühsand's Lager, ihm die Nachricht von dem eben erfolgten Hinscheiden seines Herrn und dessen letzten Gruß zu überbringen.

Hinter der Brücke ließ Uhlen anhalten, Olivie einsteigen zu lassen. Da er ihrer nicht ansichtig ward, sandte er den Kutscher zurück, der ihm, vom höchsten Schrecken ergriffen, mittheilte: daß er die lebende Herrinn nirgends, aber auf die Felsen des kleinen Eilands hingestreckt, eine der ihren ähnliche,

weißgekleidete Gestalt erblicke. — Jetzt entstieg Uhl dem Wagen, befahl dem Kutscher hier seiner zu warten, und eilte, Hülfe für die Verunglückte zu suchen.

Bald versammelten sich die Bewohner Rosenau's, den Vater Olivien's in ihrer Mitte führend, laut jammernd am Bache. Da man ihre entseelte Hülle aufhob, hielt sie den Strauß von leuchtenden Afrikanen, in denen sie Rosen zu pflücken geglaubt hatte, noch fest in ihrer zarten Hand. Uhl warf aus der Ferne einen Blick auf die Geopferte und eilte nach H. zurückzukommen.

Wenige Tage später folgte der biedere Pfarrer seinem lieben Kinde in die Gefilde der Seligen. Der letzte Wunsch bettete ihn zwischen Olivien und Werthhold, die die Natur für einander bestimmt, die Schwäche des weiblichen Herzens getrennt, aber das Schicksal im Tode vereint hatte.

Vockler's Phantasie.

Beethoven's mächt'ge Töne klingen,
Ein einfach Thema, tief und klar;
Wir lauschen ängstlich: wird's gelingen?
Weut sich der Genius auch dar?

Da greift der Meister in die Saiten,
Ein kühnes Vorspiel reißt uns mit;
Die Töne klagen, ringen, streiten:
Das ist des Geistes Feuerschritt.

Und aus dem ernstern Kampf der Töne
Klingt sich das Thema wieder los;
Uns naht beseligend das Schöne,
Wir athmen nicht, wir hören bloß.

Er aber, in sich selbst versunken,
Folgt still dem Geist, der ihn beschlich;
Er hat aus heiligem Quell getrunken,
Und reißt uns Nüchterne zu sich.

Und jede neue, kühne Wendung,
Bald sanft und klagend, feck und stark,
Bekräftiget die ächte Sendung:
Er drang in seines Meisters Mark.

Die holden Töne sind verklungen,
Der edle Künstler hat's vollbracht;
Die Zauberstimmen, die gesungen,
Sie schwanden wieder in die Nacht.

Doch ob der Tag gleich andern schwindet,
Es flossen süße Thränen dort;
Das Göttliche, das sich verkündet,
Wir tragen es im Herzen fort.

Bauernfeld.

Correspondenz-Nachrichten.

München, im Hornung 1835.

(S c h l u ß.)

Einer ungeheuern Ironie darf ich noch gedenken, welcher Sie beim Durchblicken des Repertoriums begegnen. Nach den „Kreuzrittern in Egypten“, die am 22. Jänner gegeben wurden, sahen wir Grillparzer's „Medea“, aber unmittelbar nach dieser den „Lumpaci Bagabundus“, den abermals die spanischen Nationaltänzer in den Zwillingenacten — dem Kunstfreunde glücklicher Weise entrückten. Kaum einem Göthe, einem Schiller u. s. w. dürfte es gelingen, auf dem Repertoire sich so ruhmvoll zu behaupten, wie dem Verfasser dieses so beliebten Kleeblattes, das uns den Wechsel des Lebens in so großartigen Umrissen darstellt!! Auch der sanfte, gute Houwald stand wieder aus dem Grabe der Vergessenheit auf und sein „Fluch und Segen“ — dieses Zwillingenpaar unserer politisch bewegten Zeit — ging an unserer Erinnerung wie ein Nebelstern vorüber. Welchen Furor machte vor einem Decennium Houwald's Drama: „das Bild!“ Wie drängte man sich, dasselbe zu sehen, und wie schnell vergiftet man in Deutschland Erscheinungen, die wie ein elegisch-gemüthlicher Wohlklang das Herz berühren! Sie erinnern sich, wie der Selbstherrscher der dramatischen Welt, der zu seiner Zeit eben so bewunderte als gefürchtete Müllner, der wie ein Attila der deutschen Dramaturgie mit seinen „Zwölfsfündern“ und mit seinem „Löschpapiernen“ ins Feld zog — sich über Houwald's dramatische Erzeugnisse ausdrückte. Er behauptete geradehin, Houwald hätte ihm die Mechanik des Fatums abgelauscht, aber nur aus weicheim Thon geformt. Aber wir sahen auch „die großen Kinder“ des Nolyphus Müllner, und wir möchten nur das Seitenstück, seinen „Yngurd“ wieder ins Leben rufen, um den ausgezeichneten Esclair als nordländischen Helden noch einmal bewundern zu können.

Anstatt der Wiederholungen mehrerer unbedeutender Stücke möchte man so gern wieder Kernstücke sehen und sogar solche, die noch nie unsere Bühne beschritten. Schiller's „Macbeth“ war uns höchst willkommen. Man wählte ihn als ein Sonntagsstück; aber nicht der lebendige Wald von Birnam, sondern die Zwillingengenien: Shakspere und Schiller überfüllten das Haus. Könnte nicht ein „Palastotte“, „Arel und Walburg“ und „Hakon Jarl“, den doch Müllner in seinem „Yngurd“ nur copirte — könnte nicht „Starkotho“ gegeben werden, um große Kraftmenschen dem verweichlichten Jahrhundert vorzuhalten, das sich in lauter Kammerdebatten abmattet und nichts anders ist als — ein großer Mund, der wie der Wallfisch hochtönende Rednerphrasen — lauter Wasser — in die Höhe sprudelt! — Ich erzählte Ihnen bereits von „Tasso's Tod“, einer der gelungensten Dichtungen Rauwach's. Ein beinahe ganz leeres Haus sah den bewundernden, verfolgten, großen Dichter vor dem Krönungsgange sterben! Das ist das Loos des Schönen auf Erden! Der „Lumpaci Bagabundus“ nimmt die Kronen, welche Tasso und Rauwach von Rechts wegen gehören! Ist das nicht Humor?

Nur Schiller gebietet noch wie ein Zauber über die Gemüther, und ich glaube, er erweckte leichter alle Todten seit seinem eigenen, für Deutschland so schmerzlichen Tode, als es Rauwach und manchem andern gelänge, auf einen Theil seiner Zeitgenossen mit Erfolg einzuwirken. „Es brechen fast der Bühne Stützen“, sagt Schiller in seiner Ballade: „die Kraniche des Ibitus;“ allein diese Stelle bleibt immer auf ihn selbst und auf seine Meisterstücke anwendbar, und ich kam zur Überzeugung, daß Schiller nicht nur ein großer, sondern ein populärer, alle Jahrhunderte gleichmächtig beherrschender Dichter ist, der mit jeder Generation fortblüht, fortwächst und wie ein gigantischer Eichenstamm im deutschen Leben tief wurzelt! Ich gebe durch diese Confession unserm Publicum nur das verdiente ehrenvolle Zeugniß seiner Verehrung für den größten Dichter Deutschlands, der allein der jungen Generation und jeder ihr folgenden den schönsten Aufschwung zu geben Verufen hatte.

Werden Schiller's Stücke gegeben, erblicken Sie um sich herum junge Männer, die seine Werke im Parterre vor sich aufschlagen, um ja nichts von dem goldschweren Inhalte zu verlieren! Das ist eine Popularität, nach welcher der große, der Nationaldichter zu streben hat. Aber sobald er darnach strebt, verrückt er sich den Punct, der nur dem Genie erkennbar ist, und er verfehlt ihn gewiß, denn nur der Genius schlägt die geheimen Wege des Zaubers, aber seiner Tendenz unbewußt, ein!

Es war ein Irrthum, wenn ich neulich berichtete, daß Die. Francilla Piris nach Italien gehe. Ihre letzte Gastrolle in „Romeo e Giulietta“ war nur das Freudenignal, daß sie für die königliche Oper engagirt ist. Wenn sie öfters Parthien, wie in den „Krenzrittern“, übernehmen müßte, wäre zu befürchten, daß die junge, sehr begabte Sängerin ihrer ausgezeichneten Stimme durch anhaltende Anstrengung schade.

Der Carneval, die vierte poetische Hauptperiode unserer Königsstadt, wie ich meiner Eintheilung gemäß, denselben zu bezeichnen habe, begann bereits seine Regsamkeit. Begann er auch glänzend in den hohen erhabenen Sirkeln, in die niedern Kreise zog er noch nicht mit seiner sonst so fröhlichen, ja übersprudelnden Laune, die in München im nationalen, im angekamnten Volkshumor sich auszusprechen gewohnt war. Die Stimmung der Gemüther gleicht bey weitem nicht mehr jener vor zwey Decennien. Damals drängte man Niemanden den Humor auf, denn er lebte wirklich; jetzt schwägt mancher Unberufene von Humor — und er ist gestorben.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Erste italienische Opernvorstellung.

„Anna Bolena.“ Tragedia lirica in due Atti. Musica del Sigr. Maestro Gaetano Donizetti.

Die erste Vorstellung der italienischen Operngesellschaft hat nunmehr Statt gefunden, und ist, wie es sich nach dem günstigen Rufe mehrerer Mitglieder dieser Gesellschaft, so wie von der allgemein, lange vorher rege gemachten Theilnahme unsers Publicums erwarten ließ, mit glänzendem Erfolge aufgenommen worden. Eine italienische Oper ist den Wienern durch lange und liebe Erinnerungen ein zwar nicht unentbehrlicher, aber sehr angenehmer Luxusartikel geworden, der ihnen diesesmal freilich ein wenig theuer zu stehen kommt, aber vielleicht gerade deswegen um so reizender wird, wie denn oft dem Käufer mit dem Preise eines Gegenstandes auch der Werth desselben zu steigen scheint. — Über die Oper selbst, mit welcher am 4. April die Reihe dieser Vorstellungen eröffnet wurde, nemlich Donizetti's „lyrische Tragödie“ Anna Bolena, als musicalisches Kunstwerk, glauben wir einer nähern Erörterung füglich überhoben zu seyn, da unser Publicum sowohl als die Kritik bey dem ersten Erscheinen der genannten Oper in Wien sich ziemlich entschieden und übereinstimmend darüber ausgesprochen haben. Der Erfolg, im Ganzen genommen, ist auch bey der gegenwärtigen Darstellung derselbe geblieben, das heißt: man hat den einzelnen, nicht unbedeutenden, ja mitunter ergreifenden Schönheiten des Werkes ihr verdientes Recht widerfahren lassen; aber das Ganze, als Ganzes, als musicalische Gesamtschöpfung, hat nicht den allgemeinen Eingang zu finden vermocht, den andere Tonwerke unserer und früherer Zeit gefunden haben. Wir setzen voraus, daß man uns hier nicht mißverstehen, und den glänzenden Beifall, der den Anstrengungen und Verdiensten der Darsteller gebührte und ward, nicht mit dem rich'eren Urtheilspruch über den Componisten und sein Werk verwechseln werde; noch weniger wird man den wohl zu beherzigenden Umstand übersehen, daß eine selbst mittelmäßige Oper neuerer Zeit, von einem Italiener für Italiener geschrieben, ganz anders klingen und ein ganz anderes Aussehen bekommen werde, wenn man sie, wie jetzt geschah, zum ersten Male von eben diesen Italienern und in der Sprache ihres Landes gesungen hört. Diese n Vor-sprung haben die italienischen Opernvorstellungen, selbst die zweyten und dritten in der Rangordnung unserer Zeit, auf jeden Fall, und wenn sich auch der deutsche Zuhörer an manches erst gewöhnen muß, was ihm anfangs fremdartig oder überschwenglich erschien, die dergestalt vereinte, ja verdoppelte Wirkung wird wohl keiner zu läugnen wagen. — Wir kommen nun zu den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft und ihren Leistungen, in so fern nemlich es nach einer einzigen Production möglich oder erlaubt ist, über die Kräfte der anwesenden Künstler ein Urtheil zu fällen. Der erste Platz, dem Herkommen wie dem Verdienste nach, nimmt die Primadonna ein, Sogra. Schüh: Oldosi, eine Sängerin, die eines bedeutenden Rufes genießt und seit einer Reihe von Jahren mit unter den ausgezeichnetsten Künstlerinnen unserer Zeit genannt wird. Eine imponirende Gestalt, Feuer und Kraft im Ausdrucke der Leidenschaft eignen sie vorzugsweise für die Darstellung tragischer Charaktere. Ihre Stimme, obwohl von der Natur auf die tieferen Töne angewiesen, hat durch Kunst,

Studium und Gewohnheit, in ersten Parthien zu wirken, einen außerordentlichen, oft Staunen erregenden Umfang gewonnen; was dieser Stimme an Frische und Jugendlichkeit abgeht, weis die Künstlerin durch Kraft und Gewandtheit, vor allem aber durch eine Bravour zu ersetzen, welche allein schon die ungetheilteste Bewunderung verdienen würde. Ihr Spiel und Vortrag, zumal in den leidenschaftlichen Momenten, ist streng, ja ausschließlich der italienischen Methode nachgebildet; das Vertrauens mit dieser Methode, wie es sich wenigstens bey der Mehrzahl unsers Opernpublicums voraussetzen läßt, wird das Verstehen und die Würdigung der genannten Leistung erleichtern. Es wäre überflüssig als Belege zu unserer Anerkennung die einzelnen Stellen der in Rede stehenden Parthie anzuführen, schliesslich wollen wir nur auf die beyden Duette (mit Sigr. Streyponi und Sigr. Poggi) als die eigentlichen Glanzpunkte des Ganzen, so wie auf einzelne Momente in der tragischen Schlussscene aufmerksam machen. — Eine weniger überraschende und glänzende, aber um so anziehendere Erscheinung ist die zweyte Primadonna der Gesellschaft, Sigr. Streyponi, welche die Parthie der Giovanna Seymour sang. Ihre Stimme ist zwar nicht durch Stärke und Umfang besonders ausgezeichnet, selbst nicht in allen Tönen von gleichem Wohlklange, aber ihr Gesang ist von einem so zarten, innigen und wahren Gefühle befeelt, ihr Vortrag ist so durchaus tadellos, so kunst- und schulgerecht auf der einen, so gefällig und einnehmend auf der andern Seite, daß man ihr mit einem nicht minder wohlthuenenden Gefühle als dem der Bewunderung zuhört. In dem schon bemerkten Duette gebührt ihr die eine Hälfte des Lohnes, wie sie das Verdienst theilte. — Der Tenor Sigr. Poggi hat sich, wie es scheint, durch seine einzige Leistung als Lord Percy, zum Liebling unsers Publicums emporgeschwungen. Anfangs sichtbar befangen, gewann er durch den steigenden Erfolg das Bewußtseyn und den vollen Gebrauch seiner Mittel. Seine Stimme gehört keineswegs zu den großen imponirenden Tenorstimmen, aber sie ist sehr biegsam, sehr wohlklingend, und er weis sie vortreflich zu gebrauchen; vor allem aber entwickelt er eine Zartheit und Innigkeit der Empfindung, die ihm schnell, und wir sind überzeugt, für immer die Theilnahme der Zuhörer gewann. Der Vortrag der großen Scene im zweyten Acte, bey dem Abschied von Anna's Bruder, gehört zu dem Schönsten, was wir seit längerer Zeit gehört haben. Der erste Bass, Sigr. Cartagenova, ein in Italien beliebter und hochgeachteter Sänger, dessen auch diese Blätter öfters, rühmende Erwähnung gethan haben, trat als König Heinrich in einer Parthie auf, die für seine Stimme wohl nicht die passendste ist, und der er, trotz der unverkennbaren Anstrengung, nicht vollständig genügen konnte. Von seiner musicalischen und dramatischen Tüchtigkeit legte er jedoch im zweyten Acte die gültigsten Beweise ab. Es wäre unbillig, einem Sänger von so begründetem Rufe das Nichtgelingen eines Partes anzurechnen, den er wohl weniger aus eigener Wahl, als nur in gefälliger Bereitwilligkeit für ein gemeinsames Unternehmen übernommen hatte. — Außer den genannten Mitgliedern hörten wir noch Sigr. Franchini, als Musico, in der Parthie des Pagen Smeten. Nach dem gewöhnlichen Maßstabe für zweyte und dritte Opernparthien läßt sich über das Mitwirken dieser Sängers, wenn auch nichts sonderlich Rühmendes, doch auch nichts entschieden Tadelndes sagen. Die kleineren Parthien wurden von den Sigr. Catalano und Rigola genügend gegeben.

L i t e r a t u r.

Allgemeiner deutscher Muster-Briefsteller für die verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnisse, und österreichischer Haussecretär für das Privatgeschäft: Leben und alle jene Fälle, wo man ohne Dazwischenkunft beglaubigter Agenten mit Staatsbehörden schriftlich verkehren, rechtsgültige Privaturfunden eigenhändig fertigen, und in Streitfachen sich selbst vertreten kann. Nebst einem Abriss der Buchhaltungswissenschaft, vergleichenden Münz-, Maß- und Gewichtstabellen und der nöthigen Auskunft über Postgegenstände, von Georg von Gaal. Güns. Verlag von Carl Ketzard, Buch- und Kunsthändler. 1835. 8. 973 Seiten.

Wir haben der gedruckten öffentlichen Geheimschreiber oder Secretäre schon so viele, daß der Wunsch, ihrer wenigere und bessere zu haben, schon längst kein Geheimniß mehr ist. Daher kann man eine Erscheinung, wie die vorbenannte, die sich durch Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit eben derjenigen Behelfe, die man bey einem Briefsteller sucht, von sehr vielen andern ihrer Art wesentlich auszeichnet, nicht anders als willkommen heißen.

Das Verdienstliche dieses „Muster-Briefstellers“ liegt vornehmlich in einer sehr glücklichen Auffassung der Mittel und Wege, dem Bedürfnisse derjenigen zu Hülfe zu kommen, denen das Briefeschreiben schwerer fällt, als es wirklich ist, in der Art und Weise nemlich, die Vielen so schwer scheinende Kunst des Briefeschreibens im Allgemeinen leicht zu machen. Die Kunst geistreiche Briefe zu schreiben hat freilich noch so wenig eine Theorie gefunden, als die noch größere Kunst, sich mit einem geistreichen Kopfe an das Schreibepult zu setzen. Vor der Hand dient indessen mehr als ein Briefsteller uns „zu belehren“, wie man es anzufangen habe, schlechte Briefe zu schreiben, und dies, darf, als ein negativer Vortheil nicht übersehen werden.

Dass uns dieser „Muster-Briefsteller“ als eine Art Chrestomathie geboten wird, ist um so mehr zu loben, als wir sowohl aus der Vorrede des Verfassers, als aus dem Buche selbst ersehen, daß nur solche Briefmuster gewählt wurden, welche das Gepräge der Wahrheit des Anlasses an sich tragen, das bekanntlich allen, von Briefstellern selbst zu ihrem Behufe eigens fabricirten Briefen fehlt, weshalb auch die meisten derselben schlecht und füglich mit tauben Nüssen zu vergleichen sind.

Der Verfasser, durch mehrere literarische Leistungen ohnehin bestens gekannt, hat sich durch diese neueste ein Verdienst um die Briefschreibekunst erworben, zu dessen allgemeiner Würdigung ihm und seinem Verleger nichts, als baldige Verbreitung seines Wertes zu wünschen ist. Lettern, Druck und Papier sind lobenswerth. B.

„Steyermärkische Zeitschrift.“ II. Heft (der neuen Folge). Grätz, 1834. 8.

Über die schönen Hoffnungen, zu welchen die neue Folge dieses schon seit vielen Jahren bestehenden, gediegenen Blattes berechtigt, hat sich die Anzeige des ersten Heftes (Wiener Zeitschrift Nr. 145 vom 4. December 1834) unumwunden ausgesprochen. Das zweite Heft (dem ersten ziemlich rasch gefolgt) bietet manche erfreuliche, jene Hoffnung bestätigende Gabe. Besonders dürften hervorgehoben werden: Dr. v. Muchar's: „Gründung der Universität zu Grätz,“ an Gegenstand und Durchführung gleich ansprechend. Dr. Machar's: „Bruchstücke aus der Geschichte von Hartberg und seinen Umgebungen,“ welche einst zum Ganzen gereicht eine der Wissenschaft sehr werthe Monographie bilden können. Archivar Wartinger's: „Beitrag zu des Geographen Wischer's Lebensbeschreibung.“ Dr. G. F. Schreiner's: „Ausflug nach der Höhle in der Frauenmauer“ ist durch die Beleuchtung einer noch wenig bekannten Naturmerkwürdigkeit und treffliche Darstellung ausgezeichnet. Prof. A. Heinrich's „Erinnerungen an die k. k. Antheile Schlesiens,“ enthalten viele neue und wichtige statistische Angaben über diese Provinz, so wie für die ökonomisch-rechtliche Kunde Galiziens der Aufsatz des Dr. und Prof. M. Stöger: „über das sogenannte zur Hälfte säen,“ von großem Belange ist.

Aus den gut gewählten Notizen dieses Blattes zählen wir Prof. Gab. Seidl's: „Topographische Streifzüge,“ (Berichtigungen neuerer Werke in den Angaben über Steyermark) zu jenen Rubriken, die wir in der Zeitschrift als sehende erblicken möchten, da durch solche ruhig berichtende Kritik der Wissenschaft ungemein viel gedient wird, und, die oft so trüben Quellen unserer Landeskunde auf diesem Wege geläutert und zur Sammlung vorbereitet werden können.

Dieses Heft ist mit einer gut gewählten lithographirten Ansicht von Eisenärz und außerdem mit einer zweckmäßigen Vergabe, dem Plane der von Prof. Schreiner beschriebenen Höhle, ausgestattet.

Mit freudiger Erwartung sehen wir dem Fortgange eines Unternehmens entgegen, welches, selbst abstrahirt von den Männern, die es leiten, und dem Rufe seiner Mitarbeiter, schon durch die herrliche Anstalt, welcher es innig verzweigt ist^{*)}, die günstigsten Auspicien für sich hat, die sich auch zum Theil schon durch das ungemein zahlreiche Pränumerantenverzeichnis am Schlusse dieses Heftes bekräftigen. S.

^{*)} Das Joanneum in Grätz.

(Mit Nr. 15 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.